

3. Gottesbegegnung „in all deinem Nichtfinden“ *Andreas Knapp: Klopfszeichen*

Matthias Werner

Muss sich Gott eigentlich rechtfertigen? Diese Frage wird in unserer Zeit größtenteils zurückgedrängt und ausgeblendet, die „erste und wahrscheinlich größte Schwierigkeit in der Gottesbeziehung“ (Nipkow 1987, 56) ist sie jedenfalls längst nicht mehr. Vor allem, da der Begriff ‚Gott‘ nicht mehr zum alltäglichen Vokabular gehört. Jemand, der nicht mehr wahrgenommen wird und für das Leben keine Bedeutung hat; jemand, der in diesem Leben keine Rolle spielt, muss sich nicht rechtfertigen. Zu diesem Ergebnis kommen auch Ritter, Hanisch, Nestler und Gramzow, wenn sie im Rahmen ihrer Untersuchungen konstatieren, dass „die Theodizeefrage [...] ja auch nur aufbrechen [kann], wenn das biblische – oder zumindest ein theistisches – Gottesverständnis bis zu einem gewissen Grad internalisiert ist“ (Ritter 2006, 161). Innerhalb des Alltags, geprägt von Ichbezogenheit und Anflügen von Allmachtsfantasien, geleitet von der Vorstellung, sämtliche Probleme im Alleingang bewältigen zu können, brauchen wir ‚Ihn‘ nicht mehr. ‚Ihn‘, diesen Lückenbüßergott. ‚Ihn‘, diese Krücke der Schwachen. ‚Ihn‘, diese Ausrede.

Bei einigen Typen zeitgenössischer Menschen, zum Beispiel im „Profil des Gotteszweiflers“ (Stögbauer 2011, 301), existiert die Vokabel ‚Gott‘ allerdings durchaus. Hier noch Gegenstand brüchiger, bröckelnder Versuche der Vereinbarkeit, wird er bei „Verneinern und Polemikern“ (ebd., 302) be- und genutzt, be- und genötigt als Negativfolie, als Bestätigung, mit der eigenen Abkehr ohnehin richtig gelegen zu haben. Er wird zum Opfer von Schuldzuschreibungen. „Was, in Katastrophen kannst du auch nicht helfen? Was kannst du überhaupt? Wofür bist du zu gebrauchen? Wenn du selbst das nicht kannst, dann bist du unnützlich – im Leben habe ich dich ohnehin ausgeklammert.“

Derartige Gottesvorstellungen unserer Tage degradieren Ihn zum Abziehbild, zum Schutzhelfer in der Not, der sich rechtfertigen muss, wenn er diese letzte ihm nun noch verbleibende Aufgabe nicht gemäß unserer Erwartungen erfüllt. Gott hat sich zu entschuldigen, wird ein passiver Abrufbarer, der bei vermeintlichem Versagen schnell ins Abseits gescho-

ben wird. Ihm wird dann eine Rolle zugeschrieben, als hätte der Mensch ihn in der Hand.

1. Umkehrungen – biografisch, poetisch, theologisch

Anders bei *Andreas Knapp*, 1958 im badischen Hettingen geboren. Heute in einer Plattenbausiedlung Leipzigs lebend und als Packer am Fließband arbeitend, schien seine vorgespurte Bahn lange eine ganz andere – innerkirchliche – zu sein. Nach Studium, Priesterweihe und Promotion engagierte er sich in der Hochschuleelsorge und wurde Regens des Freiburger Priesterseminars. Da ihm der Wunsch nach Karriere jedoch fremd war, setzte er seine früh getroffene, mehrere Jahre gereifte Entscheidung in die Tat um und vollzog einen grundlegenden Wandel, hin zum Rand der Gesellschaft, hin auch zu Schichten, denen das Wort Gottes mehrheitlich fremd ist. Dies führte zum Beitritt zur Ordensgemeinschaft der „Kleinen Brüder vom Evangelium“ im Jahr 2000.

Als Arbeiterpriester im wahrsten Sinne des Wortes blickt er nun auf Tätigkeiten als Bauchladenverkäufer in Bolivien und als Putzkraft in Paris zurück, die auf ihn als eine Art Entziehungskur wirkten. Sich von Ordnung und Struktur einer organisierten Kirche lösend, hin zur Spiritualität des Alltags, gefunden und entdeckt im Wert eigener Hände Arbeit. Eine Reflexion der eigenen Definition, zugleich aber auch eine Zuwendung zu den Marginalisierten der Gesellschaft. Orientierung bietet wohl auch ihm der – in einem seiner Texte Abraham zugeschriebene – „sehnsuchtskompass gottweh“ (*Knapp*, 2002, 18).

Ganz bewusst wählte *Andreas Knapp* – sich selbst als „ausgespannt zwischen Heimweh und Fernweh“ (*Knapp*, 2015, 50) charakterisierend – so dann Leipzig, Zentrum einer Region, in der ‚Kirche‘ ein nahezu unbeschriebenes Blatt ist, welches allenfalls noch bruchstückhaft mit den Geschehnissen der ‚Friedlichen Revolution‘ verknüpft wird. Bei Lesungen und in Gesprächen schildert er ein Umfeld, in dem religiöse Erfahrungen und religiöse Sprache kaum noch vorhanden sind. Man kann die bestehende Sprachbarriere beinahe fühlen, wenn er von Begegnungen mit Kollegen und Nachbarn erzählt, denen beim Wort ‚Kapelle‘ nur die Wortbedeutung ‚Musikensemble‘, beim Wort ‚Orden‘ nur das Bundesverdienstkreuz einfällt. Klassische theologische Begriffe wie ‚Gnade‘ und ‚Demut‘ sind dann in weiter, scheinbar unerreichbarer Ferne, da – wie

Knapp es selbst anschaulich beschreibt – „Gras über diese Sprachruinen gewachsen ist“.

In diese vielfältigen Fremdheitserfahrungen hinein sucht und findet Andreas Knapp so Werte des Evangeliums in einer Welt, in der die frohe Botschaft unbekannt und ungehört ist. Als Arbeiter und Priester ist es ihm ein innerstes Anliegen, denen eine Stimme zu verleihen, die keine haben. Ein Anliegen, welches in der Suche nach einer schlichten, entdeckenden religiösen Sprachfähigkeit sein Wirken als Dichter kennzeichnet. Ein klassischer „Gottesbekenner“ also, folgt man den Kategorien Eva Stögbauers (Stögbauer 2011, 301f.).

In Bezug auf eine angefragte Theodizee offenbaren Knapps Verse ein ganz eigenes Verständnis. Es ist geradezu die Umkehr der Fragerichtung, mit der er in seinen Gedichten an die Gottesfrage, und dadurch auch an die Theodizeefrage, herantritt. Fernab klassischer theologischer Erklärungsversuche, fernab einer Einschränkung der Eigenschaften Gottes wird in der Lyrik des „Arbeiters mit Hand, Stift und Seele“ (Langenhorst 2015, 299) ein völlig neuer Ton wahrnehmbar. Kein Warum, kein Wieso, kein Verlangen nach Rechtfertigung. Weder Klage noch Anklage, kein einziger Vorwurf. Vielmehr: Vertrauen, Schutzsuche, ein Sich-Fallenlassen. Ein Angesprochen-Sein. Das wird im folgenden Gedicht aus dem Jahre 2002 deutlich:

Klopfzeichen

**in der Traurigkeit
für die du keinen Namen findest**

**in der Unruhe
die dich ziellos umhertreibt**

**in den Träumen
die dir schlaflose Nächte bereiten**

**in dem Heimweh
das dich zu Hause befällt**

in der Sehnsucht
die ausufert nach immer mehr

in all deinem Nichtfinden
da sucht ER dich

Andreas Knapp, Weiter als der Horizont, 32

2. Theodizee als Möglichkeit der Gottesbegegnung

Pure Gewissheit begegnet in diesen zwölf Versen, gleichmäßig verteilt auf sechs Versgruppen. Traurigkeit, Unruhe, Träume, Heimweh, Sehnsucht und Nichtfinden unserer Tage sind durchaus angesprochen. Doch aus ihnen tönt eben nicht die verbitterte Einsamkeit eines hilflosen Individuums, sondern gerade und vielmehr in diese Erfahrungen und Zustände der Unsicherheit und Bedrängnis hinein spricht – in hervorhebender Großschreibung – der Eine, ER.

In dieser Handvoll Zeilen erfolgt nicht weniger als eine *Umkehr der Suchbewegung* im Angesicht des Leides. „Klopfzeichen“, so die von Knapp gewählte Überschrift, werden gemeinhin von Leidtragenden ausgesendet. Hier nun aber der Richtungswechsel: Denn der Absender der Klopfzeichen ist nicht der eingesperrte, verschüttete, verlorene Mensch, begraben unter einer Lawine von Not und Elend. Diese Klopfzeichen dringen vielmehr von außen, ja, von oben, durch viele Schichten des Unverständnisses hindurch zum Menschen.

Knapp benennt sie, diese Momente, in denen das lebendige Rauschen des Alltags schweigt. In denen die unbehagliche Stille die schreienden Grundfragen des Lebens wahrnehmbar werden lässt. Doch genau in diese Beklommenheit hinein postuliert Knapp IHN einmal mehr konsequent als den ganz Anderen, als den Unkonformen, als den Erwartungshaltungen Sprengenden, der sich nicht rechtfertigt, weil er es muss, sondern der selbst aktiv ist und auf der Suche nach dem Individuum tätig wird. Der das Leben nach Möglichkeiten des Kontakts zum Menschen abklopft, anklopft, „Klopfzeichen“ sendet. ER als der, der nicht selbst der Verschüttete ist, sondern nach eben diesem sucht. Der ein Suchender ist nach einem Menschen, der gar nicht mehr ver-sucht zu klopfen, der sich im Kreis dreht, der verschüttet ist in seiner eigenen Ichbezogenheit. „In all deinem Nichtfinden / da sucht ER dich.“

So betrachtet ist es nicht mehr die Frage nach der Rechtfertigung Gottes, die im Menschen durch Erfahrungen des Leids und der Ohnmacht aufbricht. Es ist also vielleicht gar nicht der Mensch, der sich – erst vor dem Scherbenhaufen des Lebens stehend – auf Gott besinnt und diesen dann zur Verantwortung ziehen möchte. Für Knapp wird in derartigen Momenten der aktive, der mitgehende Gott selbst *erfahrbar*, dessen beständiges Flüstern, dessen eben gerade nicht schreiende Stimme für viele erst in der Stille des Leids wahrnehmbar werden kann. Das Individuum erhält in diese Situation hinein eine Selbstoffenbarung Gottes: Signale, die im Menschen selbst das Aufbrechen der Frage nach Gott bewirken.

ER mischt sich nicht ein in die geschenkte Freiheit des Menschen, indem er das Leben übertönt. Doch das fortwährende Angebot seiner Nähe zielt vor allem in unsere Trauer, in unsere Ziellosigkeit, in unser Nichtfinden, in unsere Unfähigkeit, in unser Nichtkönnen hinein. Vielleicht wird der Mensch gerade deshalb in Zeiten von Katastrophen und Leiderfahrungen der Frage nach Gott gewahr, da diese Frage nach der Rechtfertigung Gottes sein Funken, seine eigentliche Nähe, sein erlebbares ‚Ich bin da‘ ist.

Dieser tief gehenden Sicherheit treu bleibend, formuliert Andreas Knapp im Gedichtband „Höher als der Himmel“ aus dem Jahr 2010 auch das Gedicht „von gott aus gesehen“. Ein Text, in Stil und Wortwahl unverkennbar, voll von Fragen ohne Fragezeichen, da die geforderte Antwort für den Dichter unumstößlich zu sein scheint: ein aus dem Innersten hervorquellendes Ja. Ein Ja zu seiner Spur, ein Ja zu seiner Gegenwart. Ein Ja zu seinem Anklopfen, wenn es dort heißt:

ist unser suchen nach gott
vielleicht die weise wie er uns auf der spur bleibt [...]
und unser warten auf ihn
sein geduldiges anklopfen
ist unsere sehnsucht nach gott
die flamme seiner gegenwart
und unser zweifel der raum
in dem gott an uns glaubt.

Andreas Knapp, 2010, 19

Setzt man diese oder andere Texte von Andreas Knapp im Religionsunterricht ein, geht es nicht primär um Provokation und Infragestellung durch

das Heranziehen aktueller literarischer Texte. Es geht vielmehr um die *Begleitung auf einem Weg der Suche* durch ein ‚vorgelebtes‘, biografisch reflektiertes Sinnangebot des Dichters. Diese Suche, vor allem die Suche nach einer angemessenen Sprache, ist im Bereich der Theodizee jedoch kein neues Anliegen, welches erst durch den Abbruch religiöser Traditionen und der damit einhergehenden Wortfindungsstörung entsteht. Die Ohnmacht des Ausdrucks, die Unsagbarkeit ist vielmehr inhärenter Bestandteil von Leiderfahrungen. Diese Sprachlosigkeit zumindest zu begleiten, vielleicht sogar zu überwinden, ist eine der größten Herausforderungen eines gegenwartstauglichen Religionsunterrichts.

3. Ein beständiges Hämmern – die Theodizeefrage als Ausdruck letzter Hoffnung

Wo begegnen uns *Klopfzeichen*? In Zeiten immer schneller werdender (digitaler) Kommunikation mögen sie zunächst wie Relikte längst vergangener Tage wirken. Dennoch haben Klopfzeichen nach wie vor ein Alleinstellungsmerkmal, einen ganz eigenen USP (*unique selling point*). Mit ihrer Hilfe gelingt Verständigung, wo direkter Austausch nicht (mehr) möglich ist. Eine theologische Deutung scheint offensichtlich, doch wo tauchen *Klopfzeichen* im ‚echten Leben‘ auf, und was ist deren Charakteristikum? Wo kann man diese also in (zumindest medial transportierten) Erfahrungen von Schülerinnen und Schülern verorten? Dazu zunächst drei Vorüberlegungen:

- Es bestehen verschiedene Kommunikationsrichtungen. Klopfzeichen können sowohl von innen als auch von außen kommen.
- Es besteht noch Hoffnung. Ich klopfe nur, solange ich noch Hoffnung habe.
- Es besteht eine Absicht. Das Klopfen ist somit notwendig.

Annäherung I – ‚verschüttet‘

Ein Tunnel, ein Wohnhaus, der Stollen eines Bergwerks ist eingestürzt. Berichte über derartige Ereignisse sind alles andere als selten in einer globalen Medienlandschaft, welche uns in Sekundenbruchteilen die aktuellen Ereignisse, egal ob aus Chile oder China, vor Augen führen kann. Von außen ist dann oft nur ein Haufen Schutt und Geröll sichtbar, karges Ödland, kein Funken Leben. Bilder davon verbreiten sich rasend schnell und

sind leicht – auch für einen Stundeneinstieg – aus Print- und Onlinemedien zu entnehmen.

In derartigen Situationen gibt es sodann eine Innen- und eine Außen-sicht. Auf der einen Seite bewegt zunächst das kaum nachvollziehbare, nur zu vermutende Schicksal des Verschütteten, scheinbar vergessen unter der Last der Trümmer, ringend nach Luft. Das Atmen fällt schwer, die Zuversicht schwindet. Damit eine Rettung möglich ist, aber auch damit der Verschüttete bis zu diesem vielleicht noch fernen Zeitpunkt die überlebenswichtige Hoffnung, den Selbsterhaltungstrieb nicht aufgibt, ist es entscheidend, dass es gelingt, Kontakt zur Außenwelt herzustellen. Hämmernd, klopfend bearbeitet er die ihn von der Freiheit trennenden Schichten. Zeichen sendend, dass er trotz allem am Leben ist und sich sehnt, entdeckt, gefunden und gerettet zu werden.

Auf der – buchstäblich – anderen Seite, zunächst nur vor Bruchstücken stehend, unsicher, ob darin und darunter noch Leben existiert, finden sich – hoffentlich – Rettungsmannschaften und Bergungstrupps, die, ausgebildet in Methoden der Personensuche, versuchen, mögliche Überlebende zu orten. Vor allem Mitglieder des Technischen Hilfswerks werden dazu in der sogenannten ‚Ruf-, Horch- und Klopfmethode‘ geschult. Diese sehr einfache Form der Ortung bedarf keinerlei technischer Hilfsmittel. Solange sich die Verschütteten bemerkbar machen können und die Nebengeräusche die Wahrnehmung nicht einschränken, ist es Helfern so möglich, Kontakt aufzunehmen. Allerdings erfordert dies hohe Konzentration, um nicht zuletzt die Richtung, aus der mögliche Antworten, meist Rufe oder Klopfzeichen, kommen, einschätzen und anzeigen zu können. Oft ist dies ein Wettlauf gegen die Zeit.

Annäherung II – ‚gefangen‘

Klopfzeichen können aber noch eine ganz andere Facette aufweisen. Handelt es sich dabei im Fall eines Verschütteten noch um eine offene, nach möglichst vielen Hörern verlangende Kommunikation, so werden sie im Zustand einer (vielleicht nur vermeintlichen oder als solcher wahrgenommenen) Gefangenschaft zu geheimen Signalen. Die gewünschten Adressaten werden somit auf ein Minimum reduziert. Die verschlüsselt verschickten Botschaften benötigen einen – den Gesprächsteilnehmern bekannten – Code. Vorstellbar sind dabei ganz unterschiedliche Lebenslagen, in denen keine direkte Verständigung möglich ist.

In nicht wenigen Filmen und Fernsehserien begegnen so Gefängnisinsassen, die die Heizungsrohre ihrer Zellen als Schwingungs- und Schallträger zur Kontaktaufnahme untereinander benutzten, indem sie einen Klopfcode einsetzen. Dieser ist zum Teil dem Morsealphabet ähnlich, verzichtet aber auf den Unterschied von langen und kurzen Signalen.

Man muss allerdings nicht auf die – vor allem Schülerinnen und Schülern – so ferne Welt der Justizvollzugsanstalten Bezug nehmen, um den Einsatz von Klopfzeichen als Mittel des möglichst unauffälligen Austauschs aufzuzeigen. Viele Kinder und Jugendliche können aus erster Hand davon berichten, wie sie an die Wand des eigenen Kinderzimmers geklopft haben, um dem ebenfalls zu Bett gebrachten Bruder zu signalisieren, dass sie ja noch gar nicht müde sind. Oder wie die im Ferienlager in unterschiedlichen Schlafräumen untergebrachten besten Freundinnen des Nachts noch versuchen, sich einander nahe zu sein, indem sie die akustischen Signale der jeweils anderen wahrnehmen ...

4. Didaktisch-methodische Anwendung

Was bedeutet dies nun aber für den ganz konkreten Einsatz im Religionsunterricht? Anhand des Gedichts „Klopfzeichen“ sowie der geschilderten Überlegungen lassen sich im Themenbereich der Theodizee verschiedene Kompetenzen erwerben und vertiefen, auf die nun abschließend eingegangen werden soll. Die aufgerufene Schlüsselkategorie der Teilhabe versteht sich dabei als das Einbezogen-Sein in eine bestimmte Situation.

4.1 Emotionale Teilhabe

Nachdem verschiedene Klopfzeichen fordernde Situationen und Ereignisse den Schülerinnen und Schülern nähergebracht worden sind, werden diese dazu eingeladen, ihren affektiven ersten Eindruck in Worte zu fassen. Dabei geht es vor allem um die Entwicklung der sozialen Perspektivübernahme, also um die Fähigkeit, sich in andere hineinzusetzen und an deren Leben Anteil zu nehmen. Dazu bedarf es eines besonderen *Empfindungsvermögens*. Wichtig ist, stets zwischen der Außen- und Innensicht der dargestellten Situation zu differenzieren, also den unterschiedlichen Gefühlslagen von Sendern und Empfängern, von Rettern und Opfern, von Freien und Unfreien nachzuspüren. Welche Gefühle haben Mitglieder einer Rettungsmannschaft? Welche Ängste gilt es zu unterdrücken?

Welche Hoffnungen wachzuhalten? Und kann ich mir überhaupt vorstellen, wie es einem Verschütteten in einer solchen Situation gehen mag?

4.2 Sinnliche Teilhabe

In einem zweiten Schritt gilt es, sich selbst und die Welt mit allen Sinnen wahrzunehmen. Dies zielt auf die Schulung der *Wahrnehmungskompetenz*. Eine konkrete Notsituation im Blick habend stellt sich die Frage, welche Sinne im Einzelnen gefordert sind. Was brauche ich, um Klopfzeichen zu senden und diese zu bemerken? Und welche Entdeckungen kann ich in meinem Alltag machen, wenn diese Sinne erst einmal geschärft sind? Das Hören und die Aufmerksamkeit können dabei zum Beispiel durch Achtsamkeitsübungen geschult werden. Ab wann nehme ich ein verstecktes Klopfen überhaupt wahr? Bin ich bereit, mich darauf einzulassen, mich zu öffnen, die Geduld aufzubringen? Im Internet finden sich verschiedene Klopfcodes, die mit den Schülerinnen und Schülern ausprobiert werden können, um (teils geheime) Botschaften zu verschicken. Länge und Schwierigkeit einer solchen Kommunikation werden so überhaupt erst erkannt und klar.

4.3 Selbstreflexive Teilhabe

Sich von – im eigenen Leben hoffentlich meist nur medial bezeugten – Katastrophen lösend, ist es im Anschluss entscheidend, den Transfer zur unmittelbaren *Lebenswelt* der Schülerinnen und Schüler zu schaffen. Es geht dabei also um eine Art ‚Theodizee im Kleinen‘. Im Leben von Kindern und Jugendlichen sind es oftmals nicht die objektiven, Nachrichtensendungen beherrschenden Unglücksfälle, die ihnen Angst machen und ihre Welt ins Wanken bringen. Es sind vielmehr die subjektiven Dramen, Desaster und Schicksalsschläge des Alltags, die als unumstößliche Notsituation, als Hiobsbotschaften, empfunden werden.

Wann fühle *ich* mich unverstanden? Wann fühle *ich* mich verschüttet? Wann gefangen, eingesperrt in einer Zelle der Angst? Wann möchte *ich* auf mich aufmerksam machen? Wann und wo ‚klopfe‘ ich? Warum klopfe ich überhaupt noch? Und: Wann und wo kann ich selbst vielleicht das ‚Klopfen‘ eines anderen wahrnehmen, als Signale von einem, der sich nach meiner Aufmerksamkeit sehnt?

Diese Fragen zu äußern (*Fragekompetenz*), eigenständige Antworten zu finden (*Urteilskompetenz*) und sich darüber auszutauschen (*kommunika-*

ttive Kompetenz) sind grundlegende Anliegen relevanten Religionsunterrichts.

4.4 Ästhetische Teilhabe

Durch die vorherigen Schritte mit dem Sinngehalt von „Klopfzeichen“ vertraut, begegnen die Schülerinnen und Schüler nun dem gleichnamigen Text von Andreas Knapp, jedoch zunächst ohne den letzten Vers. Diesen selbst zu verfassen ist dabei die Aufgabe (*Gestaltungskompetenz*). Dabei besteht die Möglichkeit, durch Abwandlung der Pronomen dem Gedicht eine persönlichere Note zu verleihen, damit die Schülerinnen und Schüler angeregt sind, wirklich eigene Erfahrungen und Gefühle zum Ausdruck zu bringen (*Ausdruckskompetenz*). So können die Textverse in der ersten Person Singular präsentiert werden, um einen direkten Schreibimpuls zu generieren:

*Klopfzeichen**

in der Traurigkeit
für die ich keinen Namen finde

in der Unruhe
die mich ziellos umhertreibt

in den Träumen
die mir schlaflose Nächte bereiten

in dem Heimweh
das mich zu Hause befällt

in der Sehnsucht
die ausufert nach immer mehr

in all meinem Nichtfinden

.....

Der Herausforderung, einen ganz eigenen ästhetischen Abschluss für

diese Verse zu finden, werden Schülerinnen und Schülern auf höchst unterschiedliche Art und Weise begegnen. Es ist davon auszugehen, dass in der Regel Verse verfasst werden, die die innere Gefühlswelt des Angesprochenen artikulieren. In all meinem Nichtfinden – ‚bin ich auf mich allein gestellt‘; ‚fühle ich mich verlassen‘; ‚zweifle ich‘; ‚könnte ich schreien, klagen, heulen‘.

Diese individualisierten lyrischen Texte haben einen unumstößlichen Eigenwert. Daher muss mit ihnen wertschätzend umgegangen werden. Auch in vermeintlich provokativen Formulierungen liegen oftmals ernsthafte Anfragen und Suchbewegungen verborgen.

4.5 Theologische Teilhabe

An die Seite der zuvor produzierten Texte wird sodann das vollständige Gedicht Knapps gestellt. Präsentiert man Schülerinnen und Schülern nach einer Phase der eigenständigen Bearbeitung die Version des Dichters, so denken diese im ersten Moment oftmals noch in Kategorien von ‚richtig‘ und ‚falsch‘. Dabei ist es vollkommen unerheblich, wie nah die jeweilige Schülerbearbeitung der ursprünglichen Textvorlage kommt. Entscheidend ist, welche inhaltlichen Schwerpunkte der jeweilige Verfasser setzt.

In der Fassung von Andreas Knapp begegnet im letzten Vers der – wenn man so will – einzige religiöse Code des gesamten Gedichts: ein ER. Damit öffnet Knapp die Welt des Leids für eine andere, eine neue, eine die Reflexion der eigenen Emotionen übersteigende Ebene. Dieser Verweis über sich selbst hinaus ist in den Texten der meisten Jugendlichen so nicht zu erwarten. Doch, wer ist dieser ER für die Schülerinnen und Schüler? Von wem fühlen sie sich gesucht?

Andreas Knapp ist in seinem Leben und Werk von der Sicherheit geleitet, dass Gott gerade in unserer Ohnmacht nach uns sucht, unser Leben nach Kontaktmöglichkeiten ab-klopft, an-klopft und uns verorten will. Ein Gedankengang, der auch im bekannten Besinnungstext „Footprints“ (1964), ins Deutsche übersetzt als „Spuren im Sand“, von Margaret Fishback Powers zur Geltung kommt. Je nach Typ (vgl. Stögbauer 2011) scheint vielen Schülerinnen und Schülern diese Vorstellung hingegen ‚verrückt‘, abgerückt von ihren eigenen Ansichten.

Hier begegnen sie einem wesentlichen Grundzug christlich-jüdischer Gottesvorstellungen. Einer dreitausendjährigen Erzähltradition, die

IHN als Begleiter, als Gott des Weges und Gott des Mit-Gehens erfahren hat. Und gleichzeitig einer Tradition, die stark genug war und ist, selbst die Klagen Hiobs und des Kranken und Einsamen (Psalm 88) aufzunehmen und weiterzutragen, da sie immer wieder erfahren und bezeugen konnte, dass das Verschüttet-, Vergraben- und Begrabensein eben nicht das Ende darstellt. Oder wie Knapp selbst in seiner Fastenpredigt 2016 formuliert: „Das Wort ‚Gott‘ ist ein Name. Es ist kein Sachwort, sondern ein Rufwort. Mit Gott meinen wir ja keinen Sachverhalt, den wir beschreiben könnten, sondern jemanden, zu dem wir schreien können. Ein Ruf-Name, den wir ehrfürchtig flüstern oder liebevoll nennen können.“

Das je eigene Konstrukt der Schülerinnen und Schüler trifft somit auf ein fremdes Konstrukt und wird von dessen Sicherheit und Überzeugung herausgefordert. Sie erwerben so nicht zuletzt *theologische Kompetenz*, indem sie ihren eigenen Standpunkt reflektieren, vorhandene Vorstellungen kennenlernen und diese als Anstoß für die eigene religiöse Entwicklung begreifen. Wann und in welchen Situationen könnte *ich* seine Nähe erfahren? Kann *ich* es mir überhaupt vorstellen, dass Gott in *meinem* Leben anklopft? Dass ER der suchende Bergungstrupp ist? Wäre *ich* bereit, diese Signale anzuerkennen? Wenn nicht, warum mache *ich* ihm Vorwürfe? Oder ist dieser ER mir schon so fern, dass ich ihm nicht einmal mehr die Beachtung der Anfrage schenke?

Die Idee, dass ER gerade in diesen Momenten dem Leidenden nahe ist, dass die Vorwürfe und Anklagen des Menschen Gottes Anklopfen in unserer Gegenwart sind, mag merkwürdig scheinen. Aber vielleicht ist es genau das: merk-würdig.